

Wie Wolf, der Krieger, mit allen Ehren bestattet wurde.

Eine Erzählung aus der Vorzeit des märkischen Oberlandes.

Willi Vorhert, Bäterid a. d. D.

Fundbericht: Im Frühjahr 1935 stießen Mitglieder des Vereines des Amtsvorstehers Artur Friedrich (Alt-Liebegöride) bei Erdarbeiten an der Neuen Schneidemühle wiederholt auf kulturgeschichtliche Vodenaltertümer. Der Verfasser, der sofort benachrichtigt wurde, stellte fest, daß es sich um Einzelgräber der frühen Kaiserzeit handelte (Brandgräber aus dem 1.—2. Jahrhundert nach der Zeitwende). Es gelang, im sogenannten Keil, am Fuße des Grenzberges, wertvolle Tongefäße und mancherlei Beigaben zu bergen. Mitte Mai 1935 erfolgte eine Besichtigung der germanischen Grabstellen durch Dr. Marschallert vom Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin.

Golden glänzt die ewige Sonnenscheibe am wolkenlosen Sommerhimmel; glüht hernieder über die großen Waldungen des Höhenlandes und über das weite Uberschwemmungsgebiet der unzähligen Odetarme.

Biel Volk steht auf der Heide am Grenzberg, der die Gemarkungen Bäterid und Liebegöride scheidet. In andächtigen Schweigen verharret die Menge: wettergebräunte Männer in Wehr und Waffen, erprobt in mancher grimmigen Schlacht; und Jünglinge sind dabei mit blauen Augen und blonden Haaren, die vor wenigen Tagen den ersten Kampf in Ehren bestanden.

Doch kein Sieg ohne Opfer!

Wolf, der Tapferste einer, fiel noch am Schluß des Gezechts. Im Abenddämmern traf ihn des Gegners Lanze mitten ins Herz; und als die Sonne blutrot hinter den Nidnitzer Bergen sank, vertropfte sein warmes Blut unter der Eiche vorn: Gedenkstein.

Nun soll er heute einziefen in Walhall, um in der Halle der Götter teilzunehmen an allen Ehrungen, die den gefallenen Helden bereitet werden.

So ist die gesamte wehrhafte Mannschaft hier auf der Heide versammelt; sie stehen schweigend hinter der trauernden Witwe, die das kleine Söhnchen bei sich hat. Zur rechten Seite steht Wodo, der Schwager, des Toten jüngster Bruder.

Auf der Höhe des sandigen Grenzberges, hoch über dem Moor der sumpfigen Odetarme, ragt schon seit gestern ein gewaltiger Holzstoß empor, darauf man nun ein Bärenfell legt.

Ein paar Frauen schneiden am Waldrand Nachholder. Unten aber, im sogenannten Keil, heben die Schwertgenossen die Bahre auf und tragen den kühlen Sarg den Gang hinauf zu dem freien Platz auf der sonnigen Höhe, wo er den Klammern übergeben werden soll.

Die Totenfeier beginnt.

Noch einmal legt man den Leichnam auf den sommerheißen Sand der märkischen Heide; die wassertragenden Krieger umschließen den gefallenen Helden, um Abschied zu nehmen von dem, was sterblich an ihm war.

Ganz still ist's im Ring.

Nur am nahen Walbesaum singt ein Vöglein sein Lied, singt es und schweigt.

Dann tritt der Führer der Gefolgschaft vor, der der Abgeschiedene bis zu seinem letzten Atemzuge die Treue gehalten.

Der Führer schaut dem toten Kampfgenoßen in die gebrochenen Augen, lobt seinen unerjährenen Mut und seine hehre Tapferkeit, die er in vielen Treffen bewiesen. Die Jungen sollen von seinen Taten künden, wo immer sie weilen. Möge das Feuer den Leib verzehren; was verwehlich ist, soll vergehn. Doch des Helden Seele schwinde sich auf nach Walhall, lehre ein in die güldenen Hallen der gütigen Götter, wo Ehre und Ruhm die vom Feinde Geliebten krönt.

Schweigend haben die Mannen des Führers Worte vernommen; nun, da er den Nachruf geendet, öffnen sie langsam den Ring. Leise klingen die Waffen; sie heben die Speere, die sie bisher zur Erde gesenkt.

Und die Jungen legen den toten Krieger in feierlicher Weise auf das hochgeschichtete Holz, betten ihn auf das Fell, daß er weich liege auf seiner letzten Lagerstatt.

Das Gesicht hat er gen Morgen, wo immer die aufgehende Sonne kündet den neuen Tag, bringt Licht und Leben den Wesen der Welt.

So ruht er nun oben in seinem Gewand, mit allen Dingen, die ihm bei Lebzeiten wert und heilig gewesen, der tote Held im Schmutz seiner Waffen. Wie er gekämpft, so will er vor Wotan treten; nicht waffenlos darf der Krieger einziehen in die Halle der Götter. Das blanke Schwert am Wehrgehänge, der hölzerne Rundschild mit dem eisernen Bundel, der kräftige Speer mit der schlanken Spitze, sie alle zeugen von seinem Waffenerwerb.

Da knistert es in den trockenen Scheitern; jaft rauchlos steigt die Flamme empor in den heißen Sommertag. Der Mann, der den Holzstoß entzündet, tritt zurück zu den andern.

In die züngelnden Feuer hinein werfen die Frauen Nachholderzweige, daß der geheimnisvoll fluchende Rauch des Lebensbaumes um den Scheiterhaufen steht.

In andächtiger Stille verharren die Männer, schauen schweigend, wie die Glut den Leib des toten Gefährten verzehret.

Allmählich wird der Körper im flammenden Scheit nun ausgeglüht.

Die Seele wird frei zum Einzuge in Walhall, wo es für alle alten Krieger ein fröhliches Wiedersehen gibt.

Nun klingt Gesang über die Heide, rauh und gedämpft. Immer mehr sackt die Glut in sich zusammen; ein Funkenregen geht über den hellen Sand.

Die Jünglinge reiten, den Toten zu ehren, rund um um den Berg; ihre Waffen glänzen und leuchten, und die Alten sehn das mit Stolz.

Zwölf Schritte talwärts steht an der offenen Gruft schon das irdene Gefäß bereit: die große Nischeurne mit den herrlichen Stufenmustern, die die übriggebliebenen Knochen aufnehmen soll.

Sorgfältig sammeln die Freunde den Leichenbrand vom erkalteten Scheiterhaufen. Und nach allem Brauch werden die Knochen in die Urne getan, zuunterst die Beine, das Becken, der Kumpf, die Arme und oben das Schädeldach.

Die in den Feuerstguten erweichten Waffen werden gebogen oder zusammengerollt. Denn auch sie sollen „sterben“ gleich wie ihr Herr gestorben ist. Keines fremden Menschen Hand soll sie in Gebrauch nehmen.

So gibt man dem Toten mit in das enge, finstere Haus seine von der Verbrennung übriggebliebenen Waffen und Geräte: das Schwert, die Lanzenspitze, den Schildbündel, die Schuttsessel, die Schildnägel, die Gürtelschnalle mit Dorn, das Messer, ein kleines Sichelmesser, Schere und Messer aus Eisen und manches andere Hausgerät.

Mit dem Schildbündel aber wird die Totenurne geschlossen. Die Freunde tragen das schwarzglänzende Tongefäß mit den wenigen Ueberresten des einstigen Waffengefährten an den Rand der Grube. Nun kommt das Schwerste: der Abschied für immer.

Die Urne wird in die Gruft gesenkt, deren Mäander mit Blumen umsäumt sind, mit Blumen der Liebe und Treue.

Die Krieger der Gefolgschaft schlagen die Eisenlanzen zusammen, im Takt, dem Kampfgenoßen zum letzten Gruß. — Die junge Witwe weint leise. — Dann schließt sich die Gruft über der Asche des Abgeschiedenen Helden. Noch einmal stehen die wassertragenden Männer im Ring um die fertige Ruhestätte. Ueber den schlichten Hügel hin spricht der Führer ein letztes Wort zur Totenfeier.

Und alle umschreiten noch einmal das dunkle Haus, in dem nun der Bruder schläft, der treu zur Sippe gestanden und der diese Treue mit seinem Heldentode besiegelt.

Dann steigen sie langsam vom Grenzberg herab ins Odetal.

Da oben aber über dem Keil ist's wieder ganz still; nur die Sommer Sonne glüht hernieder auf die Gräber der Siedlung Alt-Bäterid, die in der sandigen Heide am Walbesaum liegen.

Jrgendwo in der Ferne, über dem Oberland, grollt der Donner.

Und morgen ist Sonnenuende — — —



Beilage zum Schwedter Tageblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Schwedter Heimatvereins.

Nummer 5

11. März 1936

8. Jahrgang

Erinnerungen eines alten Schwedter Dragoners.

Aus dem Tagebuch des Oberleutnants F. A. von Cobbe (1792—1862).

Herausgegeben von Erich Westermann.

3. Fortsetzung.

Berlin, den 16. März, 1811.

„Vester Onkel! Du warst so gütig, mir Deinen Beistand zuzusichern und Offenheit und Vertrauen zu verlangen. Ich bin deshalb so dreist, Dich zu bitten, Deine Zusage zu erfüllen. Am 16. ist das Zeugnis der Reise an unsern General und am 17. von diesem an den König abgegangen. Da in 8 Tagen wahrscheinlich unsere Anstellung erfolgt, so kannst Du denken, daß ich beim Mangel aller Mittel zur Equipierung in nicht geringer Verlegenheit bin. Von dem Tage der Anstellung hören alle Verbindlichkeiten des Instituts gegen mich mit dem meinigen gegen das Institut auf. Ich muß die Regimentsuniform anziehen, um dem Korps das Seinige zurückzugeben, muß mich in Uniform melden und dies auch beim Prinzen Wilhelm, wenn ich zu seinem Regimente kommen sollte.“

„Deshalb muß ich Dich mit dem Vertrauen, das Du verlangst hast, bitten, mich Deine Güte so bald als möglich genießen zu lassen, und Du kannst denken, wie sehnlich ich auf Deine Antwort warte.“

„Leb wohl, Gott erhalte Dich gesund. Du hast die Dreistigkeit von mir verlangt und mußt sie also auch verzeihen. Mit inniger Hochachtung und Liebe...“

Berlin, den 2. April 1811.

„Wüßte ich nicht, daß Du mich kennst, so würden mir die Worte fehlen, meine unbegrenzte Dankbarkeit an den Tag zu legen. Ich erkenne Deine Güte in ihrem ganzen Umfange; was ich Dir zu danken habe, übersteigt alles, was ich von Deiner Güte irgend zu hoffen gewagt habe. Deinem Willen gemäß antworte ich auf der Stelle. Heute bin ich noch nicht Lieutenant; es hat sich durch irgend einen Umstand verzögert und ich werde erst Sonntag dem Könige vorgestellt. Mein erstes Werk soll dann sein, Dir zu schreiben...“

Berlin, den 18. April 1811.

„Vester gütigster Onkel! Ich unterlasse nicht, Dir so gleich, mein endlich am 2. Festtage erfolgtes Avancement zum Offizier zu melden. Wie großen Anteil Du an meinem Schicksale nimmst, haben nicht bloß Worte, sondern Deine Hand...“

1) Durch Kabinettsorder vom 10. März 1807 wurde Prinz Wilhelm von Preußen, ein Bruder des Königs, zum Chef des Regiments ernannt. Dieser blieb Regimentschef bis zum 28. September 1851. (E. W.)

sondern zusammen schriftlich gemeldet und bedankt. Heute melde ich mich bei Gen. Blücher, Oberst v. Dypen und Major v. Jurgas. Sobald ich beim Regiment angelangt bin, schreibe ich wieder an Dich...“

Endlich am 25. Februar 1811 begann unsere Prüfung vor der Ober-Militär-Examinations-Kommission, nachdem wir vorher in Gegenwart des Oberst-Lieutenant v. Proed das dazu einzureichende curriculum vitae geliefert hatten.

Mein Lebenslauf schien mir so unbedeutend, daß ich ihn weit kürzer lasse als meine übrigen fünf Kameraden, damit aber gerade allein das Zeugnis gänzlicher Tadellosigkeit bei dem Professor Zeune erwarb.

Sechs Tage eines mit uns besonders strenge genommenen Examen ergaben für uns sämtlich das unbedingte Zeugnis der Reife und infolgedessen die Allerhöchste Ernennung zu Sekonde-Lieutenants. Aus dem mündlichen Examen erinnere ich mich nur der Frage des Professor Zeune: „Warum es heißt: ich schmeichle mir“, mit der Antwort: „Wem ich schmeicheln zu den Zeitwärttern gehört, welche den dritten Fall erfordern“, nicht genügt zu haben. Nachdem meine Kameraden eine andere Antwort gleichfalls schuldig blieben, erklärte der Professor die Frage dahin, daß schmeicheln von Schmauch machen abgeleitet sei, und: „ich schmeichle mir“ soviel als: „ich mache mir Schmauch“ heißen.

Der mit dem Eintritt in die Arme abschließende zweite Abschnitt meines Lebens gewährte mir nicht einen gleich erfreulichen Rückblick als der frühere.

Zur dem Alter, wo die Erscheinungen des Lebens und die Begebenheiten um uns her die tiefsten Eindrücke zurücklassen und auf die Bildung des Charakters den mächtigsten Einfluß üben, war ich durch die Mauern des Kadetten-Korps von allem Verkehr mit der Welt abgesondert, zugleich aber durch die in Schilde stattgehabten Veränderungen in dem innigen Verkehr mit meiner eigenen Familie getört, hatte immer seltener von dort Nachricht erhalten und die väterlichen Ermahnungen und Ratsschläge, die mir in dieser Zeit ganz besonders heilsam gewesen wären, fehlten mir gänzlich.

Wenn ich in Stolz durch eine beständige Veranschönerung und eine sich über alle Verhältnisse erstreckende Teilnahme bewiesen, die von der großen Güte und von Deinem Wohlwollen zeugen. Daß ich das jetzt um so mehr empfinde, je mehr ich Deiner Güte bedürftig habe, kannst Du denken.

Der König hat mich zum Regiment Prinz Wilhelm vertheilt. Da er in Potsdam ist, haben wir uns nicht persönlich,

der Vorgesetzten an der Entwicklung einer Selbständigkeit des Charakters, zugleich aber auch an dem Aufkommen irgendwelcher bösen Neigung verhindert worden war, so äußerte sich dagegen in Berlin die Einwirkung der Vorgesetzten weit oberflächlicher und weniger in der Teilnahme an jedem einzelnen, als vielmehr in einer rein polizeilichen Beaufsichtigung, welche das Bestreben der Untergebenen natürlich machte, sich derselben möglichst zu entziehen. Eine auf Liebe und Vertrauen gebaute Folgsamkeit fehlte im allgemeinen ganz. Mein Kompanie-Chef, Major v. Menn, war ebenso wenig wie mein Gouverneur, Herr Lenz, geeignet, bei mir eine Ausnahme zu begründen. So ging mir denn die Offenheit des Wesens und die kindliche Unschuld verloren, ohne daß mir dafür als Ersatz auch nur ein mäßiger Grad von Selbständigkeit des Charakters, Lebensflughheit, Welt- und Menschenkenntnis zu eigen geworden wäre.

Wilde und unbehilflich in allen Lebensverhältnissen trat ich in die Armee; nur allmählich ließen sich diese Mängel einigermaßen überwinden und eigentlich erst da, als das Leben im Felde mir Selbstvertrauen und der tägliche Wechsel der Personen während der anhaltenden Marsche mir einige Übung im Umgange mit Menschen verlieh.

III. Vom Eintritt in die Armee 1811 bis zur russischen Kampagne 1812.

Im Dezember 1810 hatte mein Onkel Heinrich von Münter mit geschrieben, daß der Rittmeister von Blumenthal²⁾ des Dragonerregiments Prinz Wilhelm in Schilde gewesen und gewünscht habe, daß durch drei Bataillone für mich günstige Aussichten bei dem Regimente vorhanden wären. Da dasselbe bei der Reorganisation der Armee aus dem Kürassier-Regiment Nr. 5 und dem Dragoner-Regiment Nr. 1 in Preußen formiert worden, so war ich um so unbedingter für den Eintritt bei demselben entschieden, als dadurch meine Jugendpläne und Wünsche doch zum großen Teile in Erfüllung gingen. An meine gänzliche Vermögenslosigkeit dachte ich dabei umso weniger, als ich durch mein Verhältnis als Leibpage der Sorge in Hinsicht der Carriere überhoben zu sein glaubte. Meine Mutter schrieb auf meinen Wunsch an den König, und ich wurde mit einem Patente vom 13. April 1811 bei dem Brandenburgischen Dragoner-Regimente „Prinz Wilhelm von Preußen“ angestellt.

Ob es überhaupt geraten ist, in Momenten, die über die ganze Zukunft entscheiden, mit den eigenen Wünschen der waltenden Vorsehung vorzugreifen, lasse ich dahingestellt sein. Im vorliegenden Falle hatte es die Folge, daß, obgleich ich das älteste Patent erhielt, meine übrigen Kameraden mich in wenigen Jahren im Avancement überholt hatten, während ich ohne das Gesuch um die Zuteilung zu meinem Regimente wahrscheinlich zum Regiment Garde zu Fuß und schneller vorwärts gekommen wäre.

Als Portepee-Unterschwärmer war von Wussow der älteste von uns. Nach den Patenten kamen wir:

1. v. Sobbe zum Dragoner-Regt. Prinz Wilhelm 12. April 1811
2. Hr. v. Lütfichau zum 1. Kürassier-Regt. 13. April
3. v. Bomsdorf zum 1. Westpreuß. Dragoner-Regt. 14. April
4. v. Wussow zum Leib-Infanterie-Regt.
5. v. Solasimste desgl.
6. v. Brandenstein zum Leib-Inf.-Regt., dann zum Regt. Garde zu Fuß berufen.

Ich bin dafür durch ein kameradschaftliches Verhältnis, wie es sich selten findet, und welches mir das Regiment bald zur neuen Heimat werden ließ, durch ein sorgenfreies und zufriedenes Leben entschädigt und sehr am Ziele meiner Laufbahn auf eine 30jährige Dienstzeit und auf die verlebte Jugend mit tiefgefühltem Danke gegen die Vorsehung zurück.

Beim Regimente waren indes zwei Bataillone bereits besetzt worden, und ich blieb lange der jüngste Offizier. Wie hierin wurden auch meine Hoffnungen hinsichtlich der Equipage nur zum Teile erfüllt. Infolge der traurigen Zeiten erhielt ich bloß ein Geschenk von 100 Talern vom Könige und wäre bei der eine Unterstützung unzulässig machenden Lage meiner

²⁾ Rittmeister Ludwig Abrecht v. Blumenthal war der Vater des zu Schwedt am 30. 7. 1810 geborenen späteren Generalfeldmarschalls und Ehrenbürgers von Schwedt Leonhard Grafen von Blumenthal. Rittmeister von Blumenthal wurde bei Pennewitz (6. 9. 1813) tödlich verwundet. C. W.

Mutter vom Beginne meiner militärischen Laufbahn an in der drückendsten Verlegenheit gewesen, wenn nicht mein Onkel Heinrich von Münter³⁾ helfend hinzugegetreten wäre. Er sandte mir einen pommerschen Pfandbrief von 300 Talern, für die ich nach dem damaligen Kurs 280 Taler erhielt, und meine vollständige Equipierung, bis auf das Pferd, in Berlin bewirken konnte.

In Geldangelegenheiten bin ich weder während meiner Dienstzeit noch im Privatleben je durch die Verhältnisse begünstigt worden, besonders weil mir das Talent abging, derartige Ansprüche geltend zu machen, und weil ich selbst aus dringenden Verlegenheiten mich durch Entsayungen heranzuarbeiten mußte, endlich aber die Hilfe der Vorgesetzten nicht beanspruchen mochte, um mir die völlige Freiheit, auch von Verpflichtungen der Dankbarkeit, zu bewahren. So habe ich selbst das Geschenk meines Onkels nur als ein Darlehen angesehen, welches ich mit den ersten Mitteln, die sich mir darboten, abtrug und durch spätere Opfer reichlich zu verzinsen suchte.

Das Regiment hatte in dieser Zeit Marschordre erhalten, und als ich von Berlin abging, seine Garnisonen Schwedt, Brieg, Prenzlau und Pasewalk eben verlassen. Ich erreichte es in der Gegend von Stargard und erbat mir einen Urlaub nach Hause. Meine Geldmittel waren bei der Equipierung so erschöpft, daß ich zur Reise einen Bauernwagen von Stargard nur bis Nörenberg annehmen und von da bis Dramburg in der Uniform mit dem schweren Kallisch den Weg zu Fuß antreten mußte. Es gehörten die bescheidenen Ansprüche des eben aus dem Kadetten-Korps kommenden Offiziers selbst damals dazu, in dieser Art zu reisen, nichts anstößiges zu finden. — In Dramburg fand ich den Inspektor aus Schwibbe, der mir sein Pferd zur Fortsetzung des Weges dahin gab.

Nach einigen Tagen ging ich mit meinem Onkel nach Collatz und erhielt von demselben einigen Unterricht im Reiten, der indes einige Schwierigkeiten darbot, weil seine beiden Reitpferde für meine Figur sehr groß und breit waren. Bei der daraus folgenden Geringsfügigkeit der Fortschritte suchte ich unter dem Vorwande einer erlittenen Verletzung eine Urlaubsverlängerung nach und blieb so sechs Wochen in Collatz. Das Regiment hatte unterdes Kantonnierungen in der Gegend von Görlitz und Greifenberg bezogen, und der Stab der 3. Eskadron, der ich zugeteilt war, stand in Köpzin. Dahin sandte mich mein Onkel durch Johann Wittenberg, der seit der Entlassung vom Dienste bei ihm Bedienter war. Die Trennung von meinem Jugendfreunde wurde mir sehr schwer. Mein Eskadron-Chef war gerade spazieren gegangen, so daß ich mich bis zu seiner Rückkehr recht ausweinen konnte, und Wittenbergs Tränen flossen fast nicht spärlicher.

Von dem Augenblicke seiner Abfahrt an wurde mir das Regiment für lange Zeit alleinige Heimat.

Der Major von Diezelski war ein durch und durch ehrenhafter, braver und wohlmeinender, dabei vielleicht etwas zu schwacher Mann, dessen vorteilhaftes Neßere und freundliches Wesen vom ersten Augenblicke an Vertrauen einflößte. Er empfing mich gütig und sandte mich nach Kadetski, wo unter dem Lieutenant von Somnich die Rekruten des Eskadron standen.

Fortsetzung folgt.

Die Einsamen.

Von Willi Borchert, Bäteria a. d. L.

Menschen gibt es, die einsam durchs Leben gehen, weiß die andere ihr Innerstes nicht verstehen; diese wollen es auch nicht begreifen, was in den Stillen für Früchte reifen.

Die Einsamen gehen allein ihre Pfade; ihr Leben ist Arbeit, ihr Erfolg ist Gnade. Ihre Augen leuchten, als könnten sie Schönes sehen mitten in all dem öden Nichtverstehen.

Und so bleiben sie einsam im lauten Leben, verachtet, verhöhnt, und könnten viel doch geben von den Reichthümern, die ihre Seelen haben, den nach Glück und Sonne hungernden Bruder zu laben.

Aber sie müssen still und einsam durchs Leben gehen, weil die andere Menschen sie doch nicht verstehen. Zuweilen leuchten ihre Augen in verstärktem Schein: dann schau'n sie wunderselig in ferne Lande hinein.

Die Geschichte der Schwedter Stadtmauer.

Von Ludwig Böer.

2. Fortsetzung.

Schwedt ist wegen seines Oberpasses immer wieder einmal wichtig geworden. Es scheint, daß man es im 17. Jahrhundert unter die besetzten Städte rechnete. 1680 berichtete²²⁾ der Architekt und Festungsingenieur des Großen Kurfürsten, de Maistre, seinem Herrn über den Zustand der „festen Städte“ Schwedt, Garz und anderer und wurde zugleich mit der Regulierung der Oderschiffahrt beauftragt. Später jedoch wird Schwedt nicht unter den besetzten Städten und Plätzen genannt, wohl aber Oberberg, Driefen, Sonnenburg, Berlin, Köslin, Damm, Nuklam, Peiß u. a. Stettin und Küstrin gelten als Festungen.

Und noch das alte Lexikon des Zedler²³⁾ weiß über Schwedt zu berichten: Schwedt „eine kleine und lustige Stadt nebst einem Amte in der Untermark an der Oder, die vor Älters Landseron geheißten und Pommersch gewesen sein soll. . . Es ist auch sonst dieser Ort ein fürnehmer Pfl.“ Daß Schwedt im Mittelalter Landseron geheißten haben soll, ist mir allerdings aus sonstigen Quellen unbekannt, aber ihr militärischer Wert ist damit auch in jener Zeit anerkannt gewesen.

Die Erneuerung der Stadtmauer im 18. Jahrhundert.

Die Erneuerung der Stadtmauer in diesem Jahrhundert konnte nur von Seiten des kaiserlichen Stadtherrn erfolgen. Haben sich doch die Stadtväter gern dieses Rechtes bebogen — um die Kosten zu sparen. Sie betrachteten die Befestigung als Herrenwerk.

Der Mauerneubau hing zusammen mit der gesamten Neuplanung des Grundrisses der Stadt, wie sie der Markgraf vorhatte. Der Richterlich mit dem Grundriß der Stadt und ein danach gefertigtes Delgemälde im Schwedter Schloß geben diesen Idealgrundriß wieder. Es waren schon entstanden oder im Bau: das Magazin an der Ober und sein Gegenstück, das Jagdzughaus; der Marstall und das Reithaus. Nach barockem Stil sollte jetzt auch die gesamte Stadt eine Erneuerung erfahren, Natur und Wohnraum der Menschen scharf voneinander getrennt werden.

Ein Hofhandwerker, Christian Schläffer, übernahm den Neubau der Mauer, ohne ihn zu Ende führen zu können, da er 1742 starb²⁴⁾. Er hatte bereits am Reithaus, am Obermagazin, an der Schloßgartenmauer und an anderen Gebäuden mitgearbeitet.

Um den Mauerbau durchführen zu können, mußten jedoch eine ganze Reihe Häuser erst abgerissen werden²⁵⁾. Es steht ziemlich fest, daß der Mauerneubau im Jahre 1736 begann. Zu diesem Jahre wird nämlich mit dem Abbruch einer Reihe von Bürgerhäusern begonnen. Betroffen von diesem Abbruch der Häuser werden folgende Bürger:

1. Schlächtermeister Christian Andernann. Sein Haus wird 300 Tlr. abgeschätzt, mit 160 Taler bar entschädigt;
2. der Seilermeister Christian Schröder; sein Haus wird mit 238 Tlr. 8 Pf. abgeschätzt; die Entschädigung von 110 Taler lehnt er als zu gering ab;
3. die Witwe Wagenberg geb. Kolbe; ihr Brauhaus mit Wiesen wird auf 270 Tlr. abgeschätzt und mit 200 Tlr. bar entschädigt;

4. der Brauer Feigenbaum für seine Ehefrau Anna Catharina geb. Schmidt; ihr Haus wird mit 225 Tlr. abgeschätzt und

²²⁾ von Bonin, Geschichte des Ingenieurkorps und der Pioniere in Preußen. Berlin 1877/8 I, 16—17.

²³⁾ Zedler Bd. 36 (1743), S. 81/85.

²⁴⁾ In L. Böer, Der Landbaumeister Verlichsky. Angermünde 1935, S. 51 habe ich bereits die falschen Angaben Nicolais über Schläffer in den „Nachrichten von Künstlern“, Bln. 1781, berichtigt.

²⁵⁾ Das Folgende nach Akten des Schloßarchivs Schwedt: Acta die Lagation einiger Bürger Häuser in Schwedt betr. 1722/43 — Acta betr. Bürgerhäuser a. a. D. — Acta betr. die abgerissenen Bürgerhäuser zu Schwedt 1746 bis 1828 — Ordres von Sr. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm 1752—1785.

mit 120 Taler bar Geld, frei Bauholz und Freijahren entschädigt;

5. der Schiffer Friedrich Jillsche; sein Haus wird mit $\frac{2}{3}$ der Schätzung, mit 66 Tlr. bar entschädigt;
6. die Witwe des Stellmachermeisters Berndt; ihr Haus ist auf 152 Tlr. abgeschätzt, doch hat sie im Gesuch nur 250 Tlr. Schätzungssumme angegeben. Sie erhält daher nach Abzug eines Drittels für die alten Baumaterialien nur 166 Tlr. 16 Gr.;
7. der Kupferschmied Herforth; sein Haus schätzt er auf 440 Taler;
8. der Schuhmacher Christoph Neumann; ihm wird das Hintertgebäude, die Scheune und der halbe Hofraum abgenommen. Sein Gesuch um Entschädigung lehnt der Markgraf mit der Randbemerkung ab: „Dieses geht nicht an.“ Er erhält aber auf Einspruch doch 20 Tlr.;
9. Christian Pfahl; ihm wird ein Stall und ein Stück Hof genommen, wofür er 30 Tlr. verlangt; er weigert sich, 20 Taler als Entschädigung anzunehmen.

Der Markgraf hat sich erst nach einigem Sträuben entschließen können, überhaupt Entschädigungen für die abgetroffenen Häuser zu zahlen²⁶⁾. Anfangs, im Februar 1741, dekretierte er: „Bauet da wieder auf, wo euch angewiesen worden, so wil Sie das Holz aufrichten lassen, so ich zwar nicht schuldig bin, doch nicht eher bis ich meine Unkosten von der Stadt Mauer bezahlt bekommen.“ Böses Blut machte es, als der Markgraf drohte, der Witwe Wagenberg das Haus überm Kopf aufdecken zu lassen, falls sie sich nicht beeile. Später hat der Markgraf entschieden abgelehnt, so etwas befohlen zu haben: „... das ich aber Sol gesagt sohr 2 Jahren, das Haus Sol angestochen werden, ist ein Schurke als auch der Consciente der Supplique.“

Da die Berliner Vorstadt 1742 mit einem Palisadenzaun und Graben umgeben wurde, mußten auch hier drei tiefer Ständerhäuser weichen, und zwar: 1. des Michel Matliß, 2. des Lorenz Matliß, 3. des Christian Krüger. Sie wurden insgesamt mit 300 Talern entschädigt.

Außer diesen Häusern wurden 1737/38 noch 41 Scheunen von dem Bereich der Stadtmauer abgerückt. Damit wurde die Uebertragung von Feuerbrünsten auf die Wohnhäuser der Stadt erschwert und zugleich die strenge Scheidung zwischen Scheunenviertel und Stadtwohnteil, wie sie noch heute besteht, fortgesetzt.

Der Zweck dieser Stadtmauer hatte zwischen der Bürgerschaft und der markgräflichen Kammer eine rege Auseinandersetzung hervorgerufen.

Befestigung war nicht mehr der Zweck der Stadtmauer: dazu hätte sie auch ganz anders gebaut werden müssen. Schon die Darlegungen oben über die Stärke der Mauer bezeugen, daß ihr Zweck ein praktischer und künstlerischer war. Sie sollte die Defektion der Soldaten verhüten, wie das auch beim Mauerbau in Berlin und Potsdam der Fall war. Außerdem aber — und das ist ihr Hauptzweck — sollte sie der Stadt jener geschlossenen künstlerischen Anblick geben, wie die Barockzeit es nun eben liebte.

Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wie sich dieses Ideal einer Stadt damals in den Köpfen der Baumeister und Fürsten darstellte. Wohlthuende Klarheit, Strafe und durchdachte Planung, von einem Willen zum Großen beherrscht — das war das Ideal des Stadtgrundrisses. Man braucht nur auf die 1715—1750 entstandene Planung von Karlsruhe²⁷⁾ zu verweisen. Die bewußte Anlage der Stadt von dem Zentrum des Schloßes ausgehend, mußte weiterwirken.

Fortsetzung folgt.

²⁶⁾ Ähnlich war es beim Abbruch von Bürgerhäusern für den Reitstall 1731 ff. Vgl. darüber E. Westermann, Wie der Tolle Markgraf dem Garnwebermeister Pracht sein Haus enteignete. Schwedter Heimatbl. 1935, Nr. 16—17, und Böer, Verlichsky, S. 50.

²⁷⁾ Arthur Baldenaire, Karlsruhe. Augsburg o. J.